

Offener Schreibbrief von Lizzie Hanstengel.



No. 185. — Denkschrift! Deh! Ei ja! — Mer den emol Krähmeh zehlebrehten un do hot jedes einzeline von die un auch der Philipp was mein Hosband is, ebbs bescheert kriegt. Bloß mich hen se vergesst gehat. Well, hot der Phil gesagt, bist du fättisheit Lizgie? Do hen ich gesagt, wie kann ich fättisheit sein, ich hen doch nicht kriegt. Das is so, hot der Philipp gesagt, un ich fühle artig sarrig, awider Krähmeh is doch e schönes Fest, emihau. So geh' s auch an den Denkschriften, deh. Ich hen ja immer gemenehschaft, dah mer en Tertie an den Dag gehat hen un ich hen mich auch for diesmol ein geordert oehabt. Der Bultscher hot gesagt, er beht denke, Terties wäre artig stift dieses Jahr, awider do hen ich gesagt, was das for en Differenz zu ihn mache beht. Obber obe er mehlie effecht wär, er beht den Preis nit kriegt. Ich kann ersorbten, en Tertie zu hen un wann das Bund en Dahler fosse beht. Ich hen zu den Philipp gesagt, ich beht gleiche die Webesweilers zu Dinner einzulade un dann wär doch e wenig mehr Jonn, als wann nor unsere Fämmil do hode un sich mit ihre dumme Fehses anquide beht. Der Philipp hot ganz die nämliche Etidie gehat un er is auch gleich zu den Webesweiler gange for ihn zu inweite. Wie er widder redubr komme is, do hot er gesagt, die Missus Webesweiler beht gleiche zu wisse, ob ich ebbs dagege hätt, wenn sie die Miss Bellmaus mitbringe beht. Sie hätt se inweitet un könnt doch jekt nit gut sage, se sollt lieber nit komme. Wellmaus? hen ich gesagt, den Name hen ich ja noch gar nit von die Webesweilern mensche höre; wer is dann das Webesche? Nat gittie, hot der Philipp gesagt, ich hen seine Etidie von en Gebanke. O, well, hen ich gesagt, mer könne nit reffuhje un du besser sagst die Missus Webesweilern, dah die Lehdie wellkomme wär. Off Rohrs is er teiteweg hin gange un jekt hen ich ihn for e lanag Zeit nit mehr gesehn. Ich hen den Weg Zeit gehat, alles in Schep zu bringe, awider puttiner hätt ich die ganze Denkschriften e Geschiacht widder gedrappit. Dente se nor emol, wie ich zu den Großer gange sin, for Krehnberries zu ordere, do hot mich der Kunne en Preis gefragt dah ich puttiner inwoergetombelt sin. Den Weg wie er gefidert hot, hätt mich die Krehnberries sinwoezehn Centis mehr gelost wie früher. Ich hen gesagt: „Nau, Mister Mann, das ruf ich Heilwehhaberie; dente sie denn ich sin en Willjionehr, dah ich so en Preis ersorbten kann? Do hot er gesagt: „Wäddem, ich sin nit for mei Gesundheit in den Bihnes un wann ich sei Praxitt mache kann, dann nennm ich mei Schintel erei un hrowite das Bihnes.“ Well, ich hen noch for e Weil hin un her getahlt un do hot er mich die Krehnberries en halwe Cent billiger gelosse. O, ei tell juh, es duft sich bezahle, wann mer wann un dann emol for sei Reit seite duht. Bei Tschinto, mer duht doch auch das Geld nit an die Stritt finne! Ich hen auch en Rehl gebade, der war so groß wie e gutseht Wiesberrel-Wiel un so hoch, dah en englischer Reiter nit hätt driwider schumpfe wolle. Awider weil ich hen sehrfull sein wolle, do hen ich erscht die Bume un den Philipp en biesente Schleich for en Teht gewome un ich kann ihne sage, die Fellersch hen mich puttiner den halwe Rehl uffgefreffe. Sell is off Rohrs e Sein for mich gewese, dah der Rehl ahlrecht war un do sin ich fättisheit gewese. Mein Tertie, sell is e Wörd gewese. So fett un so tender, wie e Springtschiden un ich hen e Filling gemacht, do hot mer den Hut vor abziehe müsse. Off Rohrs hen ich noch e ganze Latt annere Stoff uffgeschid un wie die Zeit komme is, for den Tehbel zu sehe, do hen ich awider en Tehbel dahin gewidht, der hot einiges gebote. Mei bestes Silberwehr hen ich eraus geholt un alles hot nur so geglittert. Ich hen auch Kottflauerich an den Tehbel gestell un der Phil hot e Latt seine Wein herbeigeholt, wisse se, mer derf sich doch nit lumpe losse. Die Rids hen ich all uffgestreht un ich hen e neies Hauskleid angege; der Phil hot gesagt, ich beht gedage wie e Pfisch; das schobt doch, dah er es epprieschjette duht. Well, do is dann die Zeit komme, dah unsere Geisht eintrefse sollte un schubr genug, do sin se auch schon komme. Well, ich hen's ja auch nit annersdter edspediet, wann's ebbs zu esse gibt, dann is die Webesweilern immer bei die Hand, wie e Feitberich. Se sin artig fleisch uffgeschid gewese, awider am mehrlache hen ich mich doch gemunnert inwider die Freilein Bellmaus. Schiewis, was is das for e feines gut audiges Wehdche gewese. Mein alte Rindvieh hot se, denk ich, auch gefalle, bitafs der hot for lauter Schmeis sei Mailche gar nit mehr zusamme freigt.

Ich hen die Stühl so errechnsch, dah der Webesweiler un seine Alie an den Hebb von den Tehbel komme sin. Awider den Webesweiler hen ich gefosse un neue die Webesweilern der Philipp. Die junge Lehdie is dann uff den Phil seine grüne Seit komme un ich hen mich e Mehdsche geheit, wo das Dinner gefehrt hot. Den Weg is alles schweil gange un mei Dinner is artig epprieschjietet worde, bitafs se hen all gefuttert, als wann se acht Tag lang nids gesse gehat hätt. Ich for mein Deil hen das Esse nit entscheut, bitafs ich hen immer den Philipp watsche müsse. Das alte Kameel is mit die Miss Bellmaus so freindlich gewese, als wann er se schon zehn Jahr lang kenne beht. Ich sin ja nit schelus, awider gegliche hen ichs doch nit. Es is mich nur von wege die Rids gewese. Was solle Bume wie der Benne dabon dente, wann ihr alter Mann so en Fuhl aus sich mache duht? Ich hen ihn verschiede mal e schredliche Bild zugeworfe, awider er hot gar nids drumm gewome. Well, ich will ihne heut nit den Eppreit verberwe, un will lieber bis zum nächte mol warte, for ihne zu verzähle was die Sach for e End genome hot. Es zeigt awider widder emol, dah der schlimmste Fuhl en alter Fuhl is.

Gott Hymnen in Helvetia.

Im neuen schweizerischen Civilgesetzbuch wird namentlich in Frauenkreisen als eine wichtige Sache die Bestimmung des heirathsfähigen Alters der Mädchen angesehen. Bisher waren 16 Jahre als die Grenze bestimmt, unter welchem Alter das Gesetz das Eingehen der Ehe untersagte. Im neuen Entwurf war das Alter ursprünglich auf 17 Jahre hinaufgesetzt. Doch genügte dies besonders in Frauenkreisen nicht; man verlangte 18 Jahre als das Minimalalter. Eine von 92,568 Frauen unterschriebene Petition in diesem Sinne wurde schon im Juli 1904 den Behörden vorgelegt. Mit einer einheitlichen Bestimmung für unsere drei Nationalitäten für alle Fälle auch nicht ganz passend, so hat doch im allgemeinen die von ärztlicher Seite eingedene Frauenpetition recht, wenn sie sagt: „Laut unseren ärztlichen Erfahrungen ist nicht nur vom ethischen, moralischen und volkswirtschaftlichen Standpunkte aus die Eheschließung des weiblichen Geschlechts vor dem jurisdictelegten 18. Altersjahre durchaus zu verwerfen. Gätten wir Frauen das Recht das fröhlige Gesetz zu bestimmen, wir würden unbedingt mindestens das jurisdictelegte 20. Jahr als untere Grenze festsetzen; denn auch mit 20 Jahren hat in unserem Klima und unserem Zeitalter der weibliche Körper seine volle Entwicklung noch nicht erreicht.“

Der überlistete Prinzipal.

Ein trübes Licht brennt im Bureau, leer ist der Platz des Profuristen. Am Pulte steht der Prinzipal und überprüft verschiedene Listen. Dann sucht er voller Hast im Schrant und kann zu seinem größten Schrecken von Wertpapier und baarem Geld auch nicht ein Molekül entdecken. — So ist er also durchgebrannt. — Stöhnt er voll Angst und Schmerz bekommen.

Der großstädtische Luxus macht manche fleißige Hand reich und ernährt mehr Arme als die almosenpendende Menschenliebe.

Der Geiger Kubell hat seine Finger mit je \$5000 versichert, doch übernimmt er das Risiko persönlich, so weit seine Füsse in Betracht kommen. Er muß zu jenen Künstlern gehören, welche siedeln können, ohne mit ihren Füßen den Takt zu treten.

Nummer 173.

Eine Liebesgeschichte von Felix Mumm.

Abdolar, der ewig Heitere, war von seinem in Ostende verbrachten Urlaub ganz schwermüthig nach Berlin zurückgekehrt. An seinen beiden Stammitsgenossen nagte die Neugierde, aber ihre mehr oder weniger zarten Fragen brachten nicht das erhsehnte Ergebnis — Richard, der Redselige, blieb in dieser Hinsicht stumm. — Bei der Kneiperei gelang es endlich den vereinten Bemühungen Ostars und Erichs, dem Freunde die Zunge zu lösen.

„Du mußt uns sagen, was Dich so traurig gemacht hat, Abdolar,“ drängte Erich.

„Du mußt,“ sekundirte Ostar, „sonst kündigen wir Dir die Freundschaft. Sag, was fehlt Dir? Bist Du krank? Wenn ja — woran leidest Du?“

„Ich leide an meiner letzten Liebe,“ erwiderte Abdolar eifrig. — „Die wiederholte in Deinem ereignisreichen Leben?“ — „Die ... die ... wartet. Gleich!“ Abdolar zog sein Notizbuch hervor, blidete hinein und sagte: „die hundertdreißigjährige.“

„Und jekt: Schluß — Punkt — Streifen?“ fragte neugierig Ostar. — „Fällt mir nicht ein!“ versetzte Abdolar. „Bin noch so jung, erst ungefähr 50 Jahre.“

„Sagen wir, um ganz sicher zu gehen, 54 Jahre, meinte neidend Erich. „Dop! 51 Jahre, 7 Monate und 3 Tage ... Das ist die launere Wahrheit,“ verpönderte Abdolar. „Und wenn ich sage meine letzte Liebe, so meine ich meine jüngste. Und von der will ich Euch nun erzählen. Es nichts Sensationelles, nichts Hoch — Nicht-Dagewesenes, aber wenn es just passiert, dem u. f. w. Vor allem, ich habe wohl noch das Recht zu lieben und geliebt zu werden. Ich sehe bedeutend jünger aus als ich bin. Nicht wahr?“ Die Freunde bestätigten das.

„Und ich fühle mich auch körperlich und im Gemüthe frisch wie ein Dreißiger und ...“

„Los, Abdolar! Keine lange Einleitung!“ mahnte Erich.

„Also gut. — Los! — In Brüssel kam in mein Coupe ein junges Mädchen, das mich schon gefangen nahm, ehe ich mit ihr ein Wort hatte wechseln können. Keine Venus! Mehr als das: ein hübsches Kind, dessen Geist die Grazien tausendmal geliebt haben mögen. Und die reizende Gestalt! Die Anmuth des Ganges und der Gestalt.“ Er machte eine kurze Pause und murmelte: „Ja, wenn ich das genügt hätte!“

„Was?“ fragte Erich.

„Wirst Du später erfahren,“ versetzte Abdolar und fuhr fort: „Die rehrbraunen Augen, der in weichen Linien geschnittene Mund, die kleinen feinen Ohren ... Doch wozu den vergeblichen Versuch machen, Aline zu beschreiben?“

„Aline?“ rief Erich betroffen aus.

„Am Ende ...“

„Was?“ fragte Abdolar.

„Wirst Du später erfahren,“ erwiderte troden Erich.

„Nun denn,“ begann Abdolar auf's Neue, „ich bändele natürlich an. Ein gemüthliches Plaudern war bald im vollsten Gange. Sie hatte Mutterwieg, die kleine Teufelin. Dente Euch mein Entsetzen, als plötzlich der Kondukteur meldete, wir sind in Ostende. Donnerwetter, die paar Stunden waren rasch verschwunden! Auf dem Bahnhof hat ich das Fräulein, das mehrere Wochen in Ostende verbrungen wollte, um ein Rendezvous. Sie lehnte ab, der Zufall würde wahrscheinlich die Liebenswürdigkeit besitzen, uns irgendwann und irgendwo zusammen zu führen. Ich schäumte — natürlich nur innerlich — vor Wuth — grühte mit dem ganzen Aufgebote meiner Liebenswürdigkeit, und zog etwas beschämt von dannen. — Zwei Tage später. Golben leuchtete die Sonne am blauen Himmel und das Meer ...“

„Still, laß Sonne und Meer in Ruh,“ rief Erich. „Fasse Dich kurz.“

„Warum so eilig, liebster Erich?“

„Weil ich sonst Gefahr laufe, vor Reuziger zu bersten,“ erwiderte Erich.

„Ich beschidre Dich, verwende den Lapidarstil.“

„Gut, Erich!“ sagte seufzend Abdolar, der so gern poetisch geworden wäre. „Also ... Zufälliges Zusammentreffen auf dem Strand, gemeinschaftlicher Spaziergang. Sie nedlich, ihr Lächeln beridend, ihr Lachen epidemisch, das heißt: ansehend. — Habe noch nie ein Menschentind so herzlich, so prächtig lachen sehen und hören.“

„Du Abdolar, mir ahnt ...“ sagte Erich.

„Was?“

„Etwas später, Abdolar. Komm nur rasch zu Ende. — Sprich im telegraphischen Stil.“

„Gut, Erich! Deffere Spaziergänge, Vormittags, Nachmittags, Abends, meinerseits Verklebung, ihrerseits Liebenswürdigkeit bis freundschaftliche Herzlichkeit. Abreise, Aline Bahnhof, ich rasch Erklärung, ihre Antwort, sie liebe mich so sehr. Ich ich erwachsenen Sohne hätte, wüßte gern meine Schwiegertochter werden. — Ach Gott, o weh!“

Erich und Ostar hielten sich die Seiten vor Lachen.

Abdolar aber sagte mit süßsaurer Miene: „Wartet nur noch zehn bis fünfzehn Jahre, dann werdet ihr auch verspüren, wie weh das thut, wenn man um die Hand einer lieblichen Knospe anhält und die Antwort erhält: Ich möchte Sie zum Schwiegervater haben ... und wenn das jetzt passiert, dann bricht das Herz dabei. Aber ein süßes Mädel ist sie doch!“

„Du, Abdolar,“ sag' einmal, führt Deine Nummer 173 nicht den Familiennamen Demoulin?“ fragte mit lauerndem Blick Erich.

Abdolar war sprachlos.

„Woher weißt Du das, Erich? Ja, Aline Demoulin heißt sie.“

„Dachte ich's mir doch gleich!“ sagte Erich, vor Lachen benäbe erstickend. „Diese Schelmin! Ha, ha, ha! Es ging mir im vorigen Jahr in Ostende gerade so wie Dir, theurer Abdolar. Auch ich habe mich in das liebe, übermüthige Mädchen verliebt, auch ich habe mich um sie beworben und da hat sie mir gestanden, sie sei seit drei Jahren die brave Gattin eines Brüsseler Notars und habe zwei reizende Kinderchen. Und es machte ihr jodiel Spaß, ihre „Anbeter“ zum Narren zu halten. Ja, weiß Gott, sie ist Meisterin in harmlosen Pöffen und in Lachen.“

Die drei Freunde veranstalteten mit vereinten Kräften ein homerisches Gelächter, das recht lange währte.

Dann schlug Abdolar vor, Flamme Nummer 173 eine kollektiv-Ansichtskarte nach Ostende zu schicken, was von den beiden anderen angenommen wurde.

„Ist Fräulein — Frau Aline denn noch dort?“ fragte Ostar nach einer Weile intensiven Brülens.

„Ja, sie bleibt noch eine Woche in Ostende,“ theilte Abdolar mit.

„Wenn dem so ist,“ sagte Ostar sich erhebend, „dann ist es überflüssig, die Karte aufzugeben. Ich werde Eure Grüße mündlich ausrichten. Die Frau muß ich kennen lernen. Gute Nacht!“

Acht Tage später erhielten Erich und Abdolar an ihrem Stammitsch eine Ansichtskarte aus Ostende. Sie enthielt in französischer Sprache wenige Worte:

Liebe Freunde!

Wir haben uns jeben verlost.

Ostar und Aline,

(die noch nie verheiratet war).

Abdolar und Erich haben einander verlobt und un seufzten zu gleicher Zeit tief, lang und schwer. — Eine große Pause trat ein. — Dann erhob sich Erich, schlüßerte dem Kellner etwas ins Ohr. Der kam bald mit einer Flasche Extra-Dry an den Tisch und schenkte den Seck ein.

„Abdolar, dies ist ein harter Schlag für uns beide. Allein der Schelm Aline ist doch ein lieber Kerl, nicht wahr?“

„A und ob, Erich!“

„Also, Abdolar, Nummer 173 lebe hoch!“

„Noch dreimal hoch! Und nun dieses Glas,“ er schenkte rasch ein. „Es lebe Nummer 174!“

„Widant sequentes!“ rief Erich.

Eine Stunde später konnten beide nicht mehr ordentlich sprechen. Sie lallten nur abwechselnd: „Nummer 173, Nummer 174, Nummer 175 ... Sequens ... Sequentes! Wibat ... Wibat ... Wibates ... Sequentes ...“

Des Kais. rs Federhut.

Eine lustige Geschichte ist unlängst dem Kaiser von Oesterreich passiert. Der Monarch liebt es zuweilen, die Militär-Akademie in Wiener-Neustadt aufzusuchen und sich von den Fortschritten der Schüler zu überzeugen, die demnächst als Offizier in die Armee eintreten sollen. Als der Kaiser einmal während des Unterrichts in eine Klasse trat und dem Professor ein Zeichen geben, ruhig in der Lektion fortzufahren, lehnte er sich an die erste Bank an und stellte den Hut mit dem Federbusch hinter sich auf die Bank. Für den Schüler, der vor dem Hut saß, war anscheinend die Veruchung zu groß, und gedekt durch den Rücken des Herrschers, rupperte er eine Feder aus dem Helmbusch. Allein das Verbängniß schreitet schnell. Mehrere Kameraden des Federbüblers hatten die That bemerkt und gahn durch Zeichen zu erkennen, daß sie sich ebenfalls im Besitz einer solchen schönen Feder befinden möchten. Was blieb also dem Lebelsthäter übrig, als dem Federhute weitere Federn auszureißen? Dabei benahm er sich wohl ungeschickt; denn der Helm rollte plötzlich von der Bank auf die Erde. Der Kaiser drehte sich um, und als er seine Kopfbedeckung, deren Federbusch aus einem kläglichen Anblid bot, auf der Erde liegen sah, mußte er laut aufschreien. Nunmehr fragte er den Schüler, warum er denn die Federn ausgerissen habe. „Ich wollte dieselbe zum Anbenten an Eure Majestät aufbewahren,“ lautete die Antwort. „Nun,“ entgegnete der Kaiser, „da hätte doch eine Feder wohl auch zu diesem Zwecke genügt.“ Gewiß, Majestät, aber meine Mitschüler wünschten ebenfalls eine Feder zu besitzen.“ Da bleibt mir nichts anderes übrig, als Ihnen den ganzen Federhut zu lassen; denn in der Verfassung kann ich ihn doch nicht mehr aufsetzen.“ Damit ließ der Kaiser sich eine neue Kopfbedeckung bringen und verließ lachend die Anstalt.

Für Lide Eheurungen.

Ein seltsamer Zufall fügt es, daß fast zur selben Zeit, da der jugendliche Herzog Karl Eduard von Sachsen-Koburg und Gotha zur Vermählung schritt, vor einem Gericht desselben Landes der erste Termin in der Ehescheidungsangelegenheit eines anderen Königl. des zwei verzeigten Koburgischen Gemahlhauses stattfand. Prinz Philipp aus der Seitenlinie Kobura-Koburg begreht nämlich die Trennung von seiner Gemahlin Louise, der ältesten Tochter des Belgierkönigs Leopold, und wird sie vorausichtlich auch ohne langwierige Erhebungen erlangen. Das Ehe-drama, dessen erster Akt in der Wohnung eines Oberlieutenants begann und seine Fortsetzung im Militärarchiv, hinter den Mauern einer sächsischen Privatirrenanstalt und in Paris erfährt, wird damit zum Abschluß gebracht sein. Das außerordentliche Aufsehen, das diese delikate Angelegenheit seit Jahren erregt, lenkt auch die Aufmerksamkeit auf ähnliche Vorgänge, die in der Vergangenheit liegen und nach der Temperament der beteiligten Personen schieblich, frieblich, oft aber auch in einem Meer von Blut und Thränen endeten.

Es stimmt nicht mit der Thatsache überein, wenn vor Kurzem behauptet wurde, daß Ehescheidungen fürstlicher Persönlichkeiten in vergangenen Jahrhunderten seltener gewesen seien als heute. Nichtig ist es wohl, daß hochdramatische Auftritte in diesen Kreisen, wie sie sich überall bei dem Aufeinanderprallen heftiger und leidenschaftlicher Charaktere fast mit Nothwendigkeit ereignen, besonders im 18. Jahrhundert häufig nicht zur Scheidung, sondern nur zur räumlichen Trennung führten. Dies gilt jedoch nicht nur für hochfürstliche Personen, die durch Standesgefühl und andere Rücksichten an sich schon mehr als andere gezwungen sind, vor einer Ehescheidung zurückzufretzen, sondern ebenso sehr von gewöhnlichen Erbenmenschen aller Zeiten. In den teineswegs seltenen Fällen aber, wo Krißnen aus früherer Zeit wegen Treubruchs und anderer schwerer Verbrechen des weiblichen Theiles zusammenbrachen, wurde das menschliche Maaßmaß häufig als schwer zu überwindendes Verbrechen gegen den Fürsten und seinen Staat, dem Hochverrath gleich angesehen. Mit schwerer Schläge zermieterte die Kauf des feine verlebte Mannesehre rüden den Fürsten oder des von ihm zu diesem Ansehe zusammengekehrten aktüagen Gerichtshofes die Schutzbien und sekte dadurch das ärztliche Krinoie von Traudien, von denen mande, von aemander Feder in bühennerrechte Norm gebracht, noch heute über die Breiter geht, die die Welt bedeuten.

Nicht ohne pitanten Beigeschmack sind daaegen die Geschidliche Kaiser Karls des Großen, der nicht weniger als viermal verheiratet war, außer seinen ehelichen Söhnen und Töchtern noch eine große Zahl illegitimer Spröhlinge besaß und, obwohl er oft öffentlich über das skandalöse Leben namentlich seiner Töchter seinem Aergere Ausdruck gab, es nicht besser getrieben hat als diese. Von seiner ersten Gemahlin Himiltrud ließ er sich schließlich deshalb scheiden, weil er die Absicht hatte, Desherata, die Tochter des Longobardenkönigs Desiderius, zu heiraten. Papst Stefan III. hatte ihn vor dieser Verbindung gewarnt und es in einem an ihn gerichteten, eienhändigen Briefe als Thorheit erklärt, „dah er sich mit dem überlebenden Longobardenvolke verbinden wolle.“ Der Umstand, dah er obendrein mit seiner ersten Gattin noch nach Recht und Gesetz verheiratet sei, hielt den Kaiser jedoch von seinem Vorhaben nicht ab.

Auch Desideratas Ehe hielt nicht lange. Schon ein Jahr nach der Hochzeit gab ihr der Kaiser den Scheidebrief, um sich mit Katharina, der Tochter des ostfränkischen Grafen, zu verheiraten, die ihn durch ihre grenzenlose Herrschsucht unalle und soar ihren Stiefsohn Pipin zur offenen Empörung gegen seinen leiblichen Vater aufreiste. Auch die vierte Gemahlin des Kaisers, die Alemannin Luitarda, hätte zweifellos den Scheidebrief erhalten, weil Karl sich mit dem Plane trug, eine byzantinische Prinzessin zu ehelichen. Sie hatte das Glück, dah dieses Projekt sich zerflue, so dah sie dauernd in der Gunst ihres Gemahls blieb.

Eine Ehescheidung, die ebenso wie das sprichwörtliche Hornburger Schieken ausina, war diejenige Königin Philipps I. von Frankreich von seiner Gemahlin Bertha von Flandern. Der 40jährige König entbrannte plötzlich in heißer Liebe zu Bertrabe, der Ehefrau des Grafen Fulco von Aners, entführte die Angetete und forderte nun vom Papste die Lösung seiner rechtmäßigen Ehe. Da dies vom Pontifer Marinus verweigert wurde, berief er seine Reichskände, von denen die Scheidung ausgesprochen wurde, worauf er Bertrabe heimführte. Der König hatte aber wiederum seine Rechnung ohne den Papst gemacht, der ihn nunmehr mit dem großen Banne belegte, so dah Philipp gezwungen war, Buße zu thun. Bertrabe fortzuschiden und Bertha wieder als Königin und Gattin zu sich zu nehmen.

Wenige Menschenalter später wurde im Hause der Stabelliner wiederum eine Ehescheidung vollzogen. Bei der das ganze Volk mit der rüchsigsten Aufmerksamkeit einverstanden war, die der König anen seine Gemahlin, eine wahre Messalina des Mittelalters an-

wendenden für gut befand. Ludwig VII. von Frankreich, der in der schichte den Beinamen Le Jeune führt, bietet keine angenehmen Charakterzüge. So ließ er, um nur ein Beispiel anzuführen, in der Kirche von Bitry 1200 Menschen auf das Grausamste verbrennen. Da er sich aber im Uebriem als ein sittenreiner Mann erwies, hatte er in seiner unglücklichen Ehe mit Eleonore, der Tochter des letzten Herzogs von Guenenne und Aquitanien alle Sympathien auf seiner Seite. Diese sinnliche Dame, die offen vom Könige behauptete, dah er kein Mann sei, hat ihrem Gatten in ihrer 15jährigen Ehe hunderteitfältigen Grund zur Scheidung gegeben. Als diese nun endlich ausgesprochen wurde, wachte se sich, indem sie schon sechs Wochen darauf den englischen Thronerben, Heinrich Plantagenet, heirathete, der nunmehr Eleonorens Mitaiß, das reiche Aquitanien, in Anspruch nahm und die Reihe der vielwundjährigen Kriege eröffnete, die dem Wohlstand Englands und Frankreichs tiefe Wunden schlugen. Ihr englischer Gemahl hat übrigens in seiner Ehe auch mehr Dornen als Rosen gefunden. Bei der Refelktion der von ihr geborenen Söhne gegen den Vater schlug sich Eleonore auf die Seite der ersteren, so dah dem König schließlich nichts übrig blieb, als die schon bekehrte Frau in strenger Haft einzufädeln.

Schät traagisch endete die Ehe Königin Ludwigs X. von Frankreich mit Margarethe von Burgund, die er wegen Ehebuchs hinrichten ließ. Umgekehrt lag daaegen die Schuldfrage in dem Ehescheidungsprozesse, den Königin Johanna XII. gegen seine Gemahlin Johanna führte. Sie leit von abstoßender Fähtlichkeit gewesen und dem König, als er noch Herzog von Orleans war, mit Gewalt aufzuehrungen worden sein. Sie hatte sich aber ein ungeheures Verdienst um den Gatten dadurch erworben, dah sie ihn durch ihre Fürbitten bei ihrem Bruder, König Karl VIII., aus langer Haft befreite, die sie freiwillig mit ihm getheilt hatte. Diese rührende Treue vergalt ihr ihr Gemahl, dem sie seinen Erben schenken konnte und zu dessen Seitenprinze sie stets geduldig die Augen zugebriht hatte, damit, dah er kaum auf den Thron gekommen, sich von ihr scheiden ließ, um die Wittwe seines Vorgängers, Anna von Bretaene, zu heiraten.

Verhältnismäßig selten begehen wir Ehescheidungen in den Familien der russischen Monarchen. Das Recht der Raren, den Nachfolger nach einem Verleben zu bestimmen, machte die Ehescheidung meistens überflüssig, um so mehr, als man die renitente Gemahlin durch Einspernung in ein Kloster unfehllich machen konnte. So handelte auch Peter der Große, der sich zwar, um sich wieder verheiraten zu können, nach neunjähriger Ehe von seiner Gemahlin Lubowia Lapuschin scheiden ließ, obendrein aber noch die Frau, die ihm wiederholt nach dem Leben getrachtet und ihm in seinen politischen Plänen entgegengearbeitet hatte, in die finsternen Katakomben der ebnischen Festung Susbahl sperrete, aus denen sie erst Peters Tod befreite.

Tief traagisch ist der wiederholt von dramatischen Dichtern behandelte Ehescheidungsprozess, durch den sich Christian VII. von Dänemark im Jahre 1772 von seiner Gemahlin Karoline Marie, der Schwester Könige Georgs III. von England trennte. Der Gassenler Hofmeister Struensee war im Juni 1772 Leibarzt des Königs geworden und schnell zum Erzieher der Prinzen, Kabinettstath der Königin und endlich zum Geheimen Rabinetsminister des schon frühzeitig durch seine jugendlichen Ausfuehungen eistig gestörten Monarchen emporgekliegen. Am Jahre 1769 knüßte er die für beide Theile so verhängnisvolle Verbindung mit der achtzehnjährigen Königin an, deren Herz dem Manne zusagte, der als einziger am bänischen Hofe sie mit Zärtlichkeit behandelte. Struensees Feinde, die von der Stiefmutter des Königs geleitet wurden, zwangen in der Nacht vom 16. zum 17. Januar 1772 den Monarchen, das Strafenfahren gegen das schuldige Paar einzuleiten. Am 6. April wurde die königliche Ehe getrennt. Am 25. April wurde Struensee zum Tode verurtheilt und drei Tage darauf, nachdem ihm die rechte Hand abgehauen, geköpft und sein Leichnam gequert. Karoline Marias Leiche wurde nach Gelle gebracht, wo sie in strenger Gefangenschaft gehalten wurde und am 10. Mai 1775 starb. Der König aber überlebte diese Tragödie noch um 26 Jahre und starb erst am 13. März 1808 zu Rendsburg in tiefer geistiger Umnachtung.

Warum sich der nachmalige König Friedrich Wilhelm II. als Prinz von Preußen im Jahre 1769 nach nur vierjähriger Dauer seiner Ehe mit Prinzessin Elisabeth Christine von Braunschweig von dieser scheiden ließ, ist nie authentisch bekannt geworden. Das Familienarchiv der Hohenzollern ist in diesem Punkte der Forschung nicht zugänglich.

Dante Sam ist in Gefahr, von der Piniten-Anel anerknnt zu werden.

Still trägt, wer viel trägt.

schent gemacht worden. „Dah du die Motten kriegt!“ hot der Kurator des letzteren wohl gedacht.

Nie ist etwas wahrhaft Großes durchgeföhrt worden ohne den Glauben an eine stitliche Weltordnung